Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 53 (1973-1974)
Heft: 4

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

IM GESPRÄCH

Die Grenzen des Wachstums – Zwischenbilanz einer Diskussion

Seit Jahren steigt die Zahl der Publikationen zur Umweltproblematik in immer schnellerem Tempo. Umwelt ist «in» und alle Welt meint, dazu Stellung nehmen zu müssen. Kaum ist es gelungen, die «Bildungskatastrophe» herbeizureden (die ersten Divisionen akademischer Proletarier müssen – wie in den USA und in Schweden – bereits wieder zu brauchbaren Mitgliedern der Gesellschaft «umfunktioniert» werden), beginnt schon die «Umweltkatastrophe». Futurologische Phantasten und «money-makers», die das Gras wachsen hören, können ihre Tinte nicht mehr halten und überschwemmen den Büchermarkt. «Zurück zur Steinzeit» lautet die apokalyptische Vision.

Der Bericht des Club of Rome

Einen vorläufigen Höhepunkt bildet dabei zweifellos der «Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit» mit dem Titel «Die Grenzen des Wachstums»[1]. Das erst im März 1972 in den USA erschienene Werk ist bereits in zahlreiche Sprachen übersetzt worden und figuriert Monat für Monat auf den bekannten «Best-seller»-Listen. Allein die deutsche Ausgabe hat schon eine Viertelmillion überschritten.

Keine der zahllosen Publikationen zur Umweltdiskussion hat in derart kurzer Zeit eine so grosse Verbreitung gefunden. Von den «Grenzen des Wachstums» zu sprechen, von der «Qualität des Lebens», die unbedingt verbessert werden muss, vom «Raumschiff Erde», das steuerlos der Katastrophe entgegentaumelt – alle diese Slogans gehören bereits zum «small talk». Kein Politiker, Manager oder Verbandsfunktionär, kein Redner auf Tagungen, Kongressen und ähnlichen rituellen Veranstaltungen unserer Industriegesellschaft lässt die Gelegenheit vorübergehen, sein «Umweltbewusstsein» zu dokumentieren.

Gründe für den publizistischen Erfolg

Sucht man nach den Ursachen für den Welterfolg der «Grenzen des Wachstums», so lässt sich ein Zusammentreffen verschiedener Faktoren feststellen:

1. Das Buch erhebt den *Anspruch der Wissenschaftlichkeit*. Damit kommt es einer der Ersatzreligionen unserer Zeit, dem Mythos der Rationalität, nur allzu sehr entgegen. Trendextrapolationen, Computer-Durchläufe, Simulationsmodelle, Hochrechnungen usw. faszinieren die im Zeitgeist befangenen Leser.

2. Die *geschickte Präsentation des Stoffes* mit Hilfe zahlreicher Schaubilder, Graphiken und Tabellen erweckt auch beim interessierten Laien den

Eindruck der Verständlichkeit. Dazu täuscht die Reduktion der komplexen Realität auf ein relativ einfaches «Weltmodell» eine Transparenz vor, die gar nicht gegeben ist.

3. Der Bericht aktiviert noch einen anderen *Mythos* unserer Zeit, nämlich denjenigen *des «team-work»*. Was ein «team» zustandegebracht hat, muss wohl besser sein als die Ergebnisse, zu denen ein antiquierter Einzeldenker kommen kann.

4. *Zukunftsangst und «Unbehagen am Wohlstand»* werden in quantifizierter Form «artikuliert»: im Jahre 2100 ist «Schluss der Vorstellung». Zu oft schon sind Sektierergruppen auf hohe Berge gezogen, um den von ihren Propheten geweissagten Weltuntergang zu überleben; «frustriert» kamen sie jeweils wieder herunter. Dank der Computer-Hochrechnungen weiss man es nun endlich ganz genau. Und was dabei besonders angenehm ist: die jetzige Generation wird es nicht mehr erleben!

Gewiss liessen sich noch weitere Gründe für den Welterfolg des Buches finden. Man dürfte aber kaum fehlgehen, wenn man die Ursachen für diesen Erfolg eher in irrationalen als in rational fassbaren Faktoren sieht. Denn die Problemstellung selbst war in Fachkreisen keineswegs neu.

Verschiedene Ansätze zur Kritik

Die kritische Auseinandersetzung mit den «Grenzen des Wachstums» hat seit Erscheinen des Buches ungewöhnlich hohe Wellen geschlagen. Die Kritiker kommen dabei aus sehr verschiedenen Lagern.

Den Vertretern der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften fiel der Nachweis nicht schwer, dass die Darlegungen des Club of Rome – als Ganzes gesehen – der kritischen Sonde sorgfältiger Analysen nicht standhalten. Besonders scharfer Kritik war die Annahme eines exponentiellen Wachstums (also entsprechend der Zinseszins-Rechnung) bei den fünf «weltweiten Trends» ausgesetzt (Industrialisierung, Bevölkerungsvermehrung, Nahrungsmittelproduktion, Ausbeutung der nichtregenerierbaren Rohstoffreserven und Umweltverschmutzung). Die Beobachtung, dass gewisse Teilprozesse im «Raumschiff Erde» vor allem seit dem 19. Jahrhundert ein annähernd exponentielles Wachstum aufweisen, hat das Autoren-Team dazu verleitet, diese Form der Entwicklung zu verallgemeinern und vor allem auch auf die Zukunft auszudehnen. Ferner boten die Verwendung unzulänglicher Statistiken, die Unterschätzung des technischen Fortschritts, die Vernachlässigung der gesellschaftlich-politischen Bedingungen und andere «Schwachstellen» des «Weltmodells» zahlreiche Ansatzpunkte für eine berechtigte Kritik.

Eine zweite Gruppe von Kritikern ging von der Interessenlage der Entwicklungsländer aus. Sie bezeichnet die Studie des Club of Rome mehr oder weniger deutlich als besonders raffinierte Form des «Neokolonialismus». Die «Grenzen des Wachstums» mussten sich von dieser Seite den Vorwurf gefallen lassen, im Grunde nur die Situation der alten Industrieländer widerzuspiegeln. Diese können ihr Wachstum drosseln, weil sie bereits genug davon haben («Unbehagen am Wohlstand»). Die Entwicklungsländer hingegen brauchen gerade einen raschen Industrialisierungsprozess, wenn das Nord-Süd-

Gefälle nicht noch grösser werden soll. Politisch ist es zudem völlig irrelevant, diesen Volkswirtschaften zu empfehlen, den Abbau ihrer Bodenschätze zu verringern, die in vielen Fällen ihre Hauptexportgüter darstellen.

Nicht minder scharf fiel auch die Kritik von linker Seite aus. Von *J. Galtung* stammt beispielsweise der Ausspruch «The book I will condemn as one of the most reactionary of our century». Derselbe Autor bezeichnete den «Ökologismus», der sich heute im Westen breitmacht, als typische «Mittelklassen-Ideologie». Für die spätmarxistischen Vertreter der Neuen Linken schliesslich ist die ganze Umweltdiskussion ein willkommener weiterer Anlass zur «Gesellschaftskritik».

Versuch einer Gesamtwürdigung

Eine kritische Würdigung der «Grenzen des Wachstums» im Sinne einer Zwischenbilanz der bisherigen Diskussion fällt relativ schwer. Ungewöhnlich scharf ist einerseits die Kritik aus den verschiedensten Lagern. Andererseits hat dieses Buch aber eine Breiten- und Tiefenwirkung, die wohl kaum mit dem Argument abgetan werden kann, es handle sich eben nur um einen sehr geschickt «aufgemachten» Best-seller.

Die methodischen Grundlagen der Studie sind zweifellos – insgesamt gesehen – nicht haltbar. Die Welt bildet alles andere als eine sozio-ökonomisch homogene Einheit. Ein «Weltmodell», wenn man es aufstellen will – immerhin gibt es ernsthafte Bestrebungen dieser Art – muss dem differenzierten Entwicklungsgrad der verschiedenen Regionen und den daraus resultierenden gegenläufigen politischen Interessen Rechnung tragen. Die Reduktion der sozio-ökonomischen Entwicklung auf die genannten fünf «weltweiten Trends», für die dazu noch ein exponentielles Wachstum angenommen wird, ist ebenfalls zu oberflächlich. Bei realistischer Betrachtung wird dem technologischen Innovationspotential, das wohl niemals grösser war als heute, eine entscheidende Bedeutung für die Lösung vieler Probleme zukommen, die uns heute noch Sorgen bereiten.

Andererseits hat das Buch gerade durch seine «schrecklichen Vereinfachungen» das Bewusstsein weiter Kreise für die Probleme eines bloss quantitativ verstandenen Wachstumsdenkens sensibilisiert. Dass die Expansionsmöglichkeiten im «Raumschiff Erde» begrenzt sind, ist stärker in das Blickfeld der öffentlichen Meinung gerückt, als dies durch streng wissenschaftliche Publikationen möglich gewesen wäre. Im Detail sind auch manche Tendenzen durchaus richtig gesehen (wie etwa die Schadstoffkonzentration im Nahrungsmittelkreislauf von Mensch, Tier und Pflanze oder die Verzögerungseffekte beim Wirksamwerden wachstumsdrosselnder Massnahmen). Die apokalyptischen Visionen des Buches haben der «Politik der kleinen Schritte» auf dem Gebiet des Umweltschutzes einen spürbaren Auftrieb gegeben. Fragen wie etwa die Drosselung der Bevölkerungsvermehrung, die Notwendigkeit der Inangriffnahme eines tatkräftigeren Recycling (Rückgewinnung und Wiederverwendung von Rohstoffen), der Abwässerreinigung und der Verringerung der Luftverschmutzung, des Schutzes der Erholungsgebiete usw. werden heute überall auf breiterer Basis als vorher diskutiert und an die Hand genommen.

Insofern hat das Buch seine Ziel-

setzung durchaus erreicht, ist es doch mit der ausdrücklichen Absicht geschrieben, «die politischen Entscheidungsträger in aller Welt zur Reflexion über die globale Problematik der Menschheit anzuregen» (S. 9). In einem Interview Anfang 1973, das sich mit der vielfältigen Kritik beschäftigte, erklärte *D. Meadows* in diesem Zusammenhang: «Die Kritik hat unseren Bericht oft missverstanden als eine normative Studie, die besagt, wie die Zukunftsentwicklung aussehen *soll*. Ich sehe sie dagegen als eine Art *Radar*, welcher die Zukunft abtastet und die Gefahrenstellen zeigt. Der Radarlotse bestimmt aber nicht, wohin die Fahrt geht, und man sollte ihn auch nicht für schlechte Wetteraussichten verantwortlich machen. Die langfristige Simulation von globalen Entwicklungsprozessen basiert auf dem *bisherigen Verhalten* der Menschheit und wird dann unrichtig, wenn politische Entscheidungen das Verhalten ändern. Als soziales Frühwarnsystem ist aber auch unsere Studie nur ein erster Schritt, da man sich bisher noch viel zu wenig mit Zukunftssimulation beschäftigt hat.» Diese antikritische Formulierung wird man durchaus akzeptieren können, beweist sie doch einmal mehr, dass es den Verfassern keineswegs um die Erzeugung einer Weltuntergangsstimmung gegangen ist (was der sorgfältige Leser auch an zahlreichen Stellen des Werkes bemerken kann). Das dissonante Echo auf die Studie des Club of Rome lässt sich vielleicht am besten mit einer Erkenntnis charakterisieren, die *Tocqueville* schon zu Beginn des Industriezeitalters ausgesprochen hat: «Das Übel, das, solange es als unausweichlich gilt, geduldig gelitten wird, wird unerträglich, sobald ein Ausweg sichtbar wird. Und dann, wenn dem Missstand schon teilweise abgeholfen worden ist, erregt er viel mehr Anstoss als je zuvor.»

Egon Tuchtfeldt

[1] Donella H. Meadows, Dennis L. Meadows, Jorgen Randers, William W. Behrens III., The Limits to Growth, A report for the Club of Rome's Project on the Predicament of mankind, Universe Books, New York 1972. Deutsche Ausgabe: Dennis L. Meadows, Donella H. Meadows, Erich Zahn, Peter Milling, Die Grenzen des Wachstums, Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1972.

Vgl. auch die frühere Besprechung in Heft 6/1972.

WESTDEUTSCHLANDS «NEUE OSTPOLITIK»

Erste Untersuchungen

Wenn es um einen politischen Problembereich geht, der sowohl aktuell als auch äusserst umstritten ist, müssen nüchterne, abgewogene Analysen als Rarität gelten. Das traf in den fünfziger Jahren auf die Westpolitik der Bundesrepublik Deutschland zu; es bezieht sich jetzt ebenso auf ihre Ostpolitik. Dennoch sollten auch die ersten, mit aller Leidenschaft niedergeschriebenen Darlegun-

gen nicht einfach abgetan werden. Sie haben Bedeutung für die noch andauernde Auseinandersetzung, sie widerspiegeln den Zeitgeist, die «Atmosphäre», in der Entscheidungen getroffen werden (und bilden somit für spätere Untersuchungen eine unerlässliche Quelle), und sie enthalten vielfach bereits Argumente, deren Gewicht erst im Ablauf der Zeit richtig deutlich wird.

Im Kreuzfeuer

Aus dieser Sicht muss man aus den vorliegenden ersten Analysen zur neuen Ostpolitik der Bundesrepublik Deutschland zunächst die kleine Streitschrift von *Peter Bender*[1] und die ebenfalls streitbare Artikelsammlung von *Dieter Cycon*[2] herausgreifen. Beide haben, trotz der – überraschenderweise gemässigten – Polemik, Niveau. Das muss man, wo immer die persönlichen Neigungen liegen mögen, feststellen. Beide Analysen müssen als wichtige Beiträge sowohl zur aktuellen Diskussion als auch für eine zukünftige, im Vorteil der Zeitdistanz sicher ruhigere und abgewogenere Beurteilung gesehen werden.

Beide Autoren sind Journalisten: Cycon ist aussenpolitischer Redakteur der «Welt», Bender ist Korrespondent des Westdeutschen Rundfunks in Berlin. Das Buch von *Cycon* ist eine Zusammenstellung von Leitartikeln vornehmlich aus dem Jahre 1970. Es verfolgt dementsprechend die Entfaltung der Ostpolitik der Regierung Brandt/Scheel in der wichtigen ersten Phase, die zu den Verträgen mit der Sowjetunion und Polen führte. Dennoch sind die Artikel zu einem grossen Teil nicht tagespolitisch gebunden, sondern behandeln grundsätzliche Probleme des amerikanisch-sowjetischen Verhältnisses, der innerdeutschen und der gesamteuropäischen Beziehungen, einzelne Aspekte der westdeutschen Ostpolitik (Moskauer und Warschauer Vertrag, Berlin, Sicherheitskonferenz) sowie schliesslich Probleme der westeuropäischen Einigung und der atlantischen Beziehungen. Die systematische Anordnung muss als sehr gelungen bezeichnet werden: Es gibt kaum Wiederholungen oder Überschneidungen, und die nahtlosen Verbindungen von Abschnitt zu Abschnitt lassen fast vergessen, dass es sich hier ursprünglich um aktualitätsbezogene Leitartikel einer Tageszeitung gehandelt hat. Gewiss bedeutet das nicht, dass manches nicht auch allzu polemisch geraten oder inzwischen überholt ist, etwa die Argumentation, dass der Moskauer Vertrag der westlichen Position in Berlin die Grundlage entzogen habe, oder dass die Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) zu einer westlichen Selbstaufgabe führen müsse.

Cycon verficht zwei grundlegende Thesen. Erstens vertritt er den Standpunkt, dass die Regierung Brandt/Scheel mit ihrer Ostpolitik das Ziel verfolgt, die Bundesrepublik Deutschland «auf einen Zustand der aussenpolitischen Neutralität und Unabhängigkeit hin» zu bewegen, «in dem belebende gesellschaftspolitische Neuschöpfungen sozialistischer Prägung möglich» sein sollen (S. 12). Diese Behauptung ist Vermutung und Befürchtung; sie lässt sich aus den bisherigen amtlichen Äusserungen der SPD/FDP-Führungsspitze nicht ableiten.

Zweitens weist Cycon pointiert auf das zentrale Problem der Ost-West-Beziehungen in Europa hin (vor allem auf

S. 65f.), das in anderen Abhandlungen wie überhaupt in der Diskussion um diese Fragen eine erstaunlich unterbewertete Rolle spielt. Cycon vertritt die Ansicht, dass es weniger eine bestimmte Politik als das freiheitliche Gesellschaftssystem der westeuropäischen Staaten ist, das auf die Dauer für die Diktaturen Osteuropas und der Sowjetunion eine Gefährdung darstellt. Er fragt, ob die kommunistischen Gesellschaftssysteme ein friedliches Neben- oder sogar Miteinander überhaupt verkraften können oder ob Freiheit für eine Diktatur nicht immer Subversion sei, so dass die sowjetischen Ziele der Festlegung der Teilung Deutschlands, des Hinausdrängens der Amerikaner und sogar der sowjetischen Hegemonie in ganz Europa nur als Instrumente zu sehen seien, mittels derer jene «gesellschaftspolitische Bedrohung» abgebaut werden solle, die aus der Sicht kommunistischer Führer das eigene System immer wieder in Frage stellt[3].

Stabilisierung oder Wandel?

Dies führt in der Tat zur «Gretchenfrage» der Ostpolitik: Ist ihr Ziel die Stabilisierung, das heisst die Akzeptierung der Unfreiheit und der sowjetischen Hegemonie in Osteuropa, oder ist es Veränderung? Wenn das Ziel die langfristige Veränderung über den Umweg der Stabilisierung ist, stellt sich nicht nur die Frage nach der Methodik, sondern ebenfalls die Frage, ob dies nicht von einem bestimmten Zeitpunkt an wiederum destabilisierend wirken müsse.

Bender setzt sich mit diesen Fragen auseinander (vor allem auf S. 64ff.). Die Anerkennung des Status quo, so argumentiert er, sei Voraussetzung einer politischen Entspannung, die wiederum Voraussetzung für einen allmählichen Wandel sei. Das ist gewiss richtig. Die Frage bleibt allerdings, ob ein «allmählicher Wandel» als festes Ziel der Ostpolitik gelten kann und welcher Art dieser Wandel sein soll. Nicht ändern soll sich, nach Meinung Benders, der «sozialistische Charakter» der osteuropäischen Staaten (S. 65). Nun müsste natürlich geklärt werden, was mit «sozialistischem Charakter» gemeint ist. Wenn es sich lediglich um die Produktionsverhältnisse handelt, so mag das hingehen; handelt es sich jedoch um das ganze System der politischen Unfreiheit in Osteuropa, so wäre eine Ostpolitik ohne dieses wenigstens langfristige Ziel doch eine recht karge Politik. Tatsächlich deutet Bender in einem zusammenfassenden Schlusssatz an, dass er eine solche Änderung zumindest für erstrebenswert hält: «Eine Ostpolitik, die Einfluss zum Zweck hat, muss scheitern; eine Ostpolitik, die normale, später gute und schliesslich freundschaftliche Beziehungen zu den sozialistischen Staaten anstrebt, wird auf längere Sicht die Wirkungen zur Folge haben können, die sich aus erweitertem Verkehr und Austausch zwischen ideologischen Welten naturgemäss ergeben» (S. 66/67).

Die «Finnlandisierung» Westeuropas

Wesentlich polemischer als die Untersuchungen von Bender und Cycon sind die beiden anderen Beiträge zur ostpolitischen Auseinandersetzung in der Bundesrepublik Deutschland. Die Arbeit von *Paul Wilhelm Wenger*[4], Bonner Re-

dakteur des «Rheinischen Merkur», muss schlicht als «Polit-Krimi» bezeichnet werden, was bereits die Überschriften («Gehirn-Weichmacher», «Der Raub des Baltikums» usw.) in beinahe schon wieder amüsanter Weise deutlich machen. Es ist Aufgabe einer Opposition wie des «dritten Standes», der Journalisten, die jeweilige Regierungspolitik kritisch zu verfolgen, Verbesserungen anzuregen und vor Gefahren zu warnen. Das Buch wird dieser Aufgabe nicht gerecht.

Wie Cycon und Wenger ist *Hans Graf Huyn*[5] – ein ehemaliger Beamter des auswärtigen Dienstes, der bereits zur Zeit der von Gerhard Schröder betriebenen Ostpolitik das Amt verliess – zu den Gegnern der Ostpolitik der Regierung Brandt/Scheel zu zählen. Somit sind auch in dem von ihm herausgegebenen Sammelband alle Beiträge bis auf einen von erklärten Kritikern dieser Ostpolitik geschrieben worden: neben Huyn und Wenger Bruno Heck, Heinrich Basilius Streithofen, Herbert Hupka, Karl Theodor Freiherr zu Guttenberg, Franz Amrehn, Günter Triesch und Alfred Dregger. Die Ausnahme bilden die Reden Bundeskanzler Brandts anlässlich der Unterzeichnung der Verträge mit der Sowjetunion und Polen, die am Anfang des Buches abgedruckt sind, nachdem der Versuch, Conrad Ahlers für einen Beitrag zu gewinnen (sein Name steht noch auf dem Buchumschlag) gescheitert war.

Bemerkenswerterweise sind die Aufsätze dieses Sammelbands viel stärker als die Leitartikel von Cycon aktualitätsgebunden und somit zu einem grossen Teil schon wieder überholt. Lesenswert sind die Beiträge von Heck und Dregger. Gestützt auf die amerikanischen Fachleute W. D. Griffith und Marshall Shulman kommt *Heck* in einer sehr kurzen Analyse der sowjetischen Westpolitik zu dem Schluss, dass das Ziel dieser Politik die «Finnlandisierung» Westeuropas sei.

Dregger geht von der gleichen Ansicht aus und warnt vor der Täuschung durch angebliche sowjetische Friedensinitiativen. Dazu zitiert er ein Wort des Komintern-Mitbegründers Manuilsky aus dem Jahre 1931: «Die Bourgeoisie muss eingeschläfert werden. Wir werden deshalb damit beginnen, die theatralischste Friedensbewegung in Szene zu setzen, die jemals existiert hat. Es wird erregende Zugeständnisse (...) geben. Die kapitalistischen Länder (...) werden auf den Leim der Gelegenheit zu neuer Freundschaft kriechen. Und sobald ihre Wachsamkeit nachlässt und sich ihr Schutzgürtel entblösst, werden wir sie mit geballter Faust zerschmettern» (S. 175/76). Mit verschiedenen Beispielen weist Dregger nach, dass die Sowjetunion in der Vergangenheit abgeschlossene Wirtschaftsverträge zwar gewissenhaft gehalten, politische Verträge jedoch bedenkenlos – in grossem Stil zuletzt 1968 in der Tschechoslowakei – gebrochen hat.

Die Aufsätze dieses Sammelbandes fassen in erster Linie die Argumente der schärfsten Kritiker der Ostpolitik in Westdeutschland zusammen. Sie stellen aber nur eine Facette der Oppositionsargumentation dar. Ein vollständiges Bild gewinnt man erst durch das Studium der entsprechenden Bundestagsdebatten.

Wissenschaftliche Analysen

Im Gegensatz zu den ausserordentlich engagierten und vorrangig auf politische

Wirkung abzielenden Untersuchungen findet sich in der zweiten Gruppe der hier vorliegenden Arbeiten, derjenigen der wissenschaftlichen Analysen, nur eine Arbeit aus deutscher Feder. Das kann nicht überraschen: Der Mittelpunkt der politischen Auseinandersetzung eignet sich nicht zur distanzierten Betrachtung.

Dennoch gelingt es *Paul Noack* [6] – auch bei erkennbarer persönlicher Neigung –, eine nüchterne und nicht weniger interessante Darstellung vorzulegen. Allerdings nimmt die Ostpolitik nur einen kleinen Teil ein in dem Gesamtüberblick über die Aussenpolitik der Bundesrepublik Deutschland seit 1945. (Lobenswert ist der Exkurs über die Aussenpolitik der DDR.) Die Einbettung in den grösseren Rahmen erlaubt jedoch die Herausarbeitung der Elemente der Kontinuität ebenso wie der Elemente des Wandels: Weder war vor der Regierung Brandt alles verfehlt, noch war nur das frühere richtig und seitdem alles verfehlt. Zu dieser Erkenntnis haben sich bisher nicht viele durchgerungen. Ausserdem weist Noack sehr zu Recht darauf hin, dass abschliessende Urteile noch nicht möglich sind, da in der Auseinandersetzung in starkem Mass auf der einen Seite mit Befürchtungen, auf der anderen mit Hoffnungen argumentiert wird.

Mit einer ausführlichen Bibliographie und einer Zeittafel wird der Lehrbuchcharakter des Buches von Noack gut abgerundet. Ebenfalls als Lehrbuch ist das schmale Heftchen des Professorenehepaares *Richard* und *Anna Merritt* aus Illinois gedacht [7]. Allerdings muss es als allererste Einführung für amerikanische Schüler und Studenten betrachtet werden; für den europäischen Leser bietet es wenig.

Wechselseitige Penetration

Schon anspruchsvoller ist die Arbeit des südkalifornischen Professors *Lawrence L. Whetten* [8]. In einer systematisch angelegten Gliederung findet sich eine mehr oder weniger chronologische Darstellung der Entwicklung der westdeutschen Beziehungen zu Osteuropa und der Sowjetunion seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, wobei der Schwerpunkt der Darstellung auf der Ostpolitik seit 1969 liegt.

Whetten vertritt die These, dass diese «neue Ostpolitik» es der Bundesrepublik und der Sowjetunion erlaubt, ihre Interessen nicht mehr auf Kosten des jeweils anderen, sondern parallel zu verfolgen. Als westdeutsche Interessen beschreibt er die «Offenhaltung der Optionen in Osteuropa» (S. 208) und den wirtschaftlichen Zugang zu den osteuropäischen Märkten. Die sowjetischen Interessen dagegen seien die Ausdehnung sowjetischen Einflusses in Deutschland und in Westeuropa. Mit dieser kalkulierten wechselseitigen Penetration seien die grundlegenden Probleme aber nicht gelöst; vor allem – so Whetten – dürfe die westliche Politik nicht allein auf Vertrauen beruhen, sondern müsse «solidly on power politics» basieren (S. 211). Die Zukunft der Ost-West-Beziehungen in Europa werde im Verhältnis zur Sowjetunion von der Aufrechterhaltung der westlichen Verteidigungsfähigkeit abhängen (er befürwortet eine engere westeuropäische Zusammenarbeit) und im Verhältnis zu Osteuropa von der Fähigkeit der Bundesrepublik, ihre ökonomisch-politische Macht und die durch die Ostpolitik gewonnene Bewegungsfreiheit so zu nutzen, dass keine neue Furcht vor der deutschen Dynamik entstehe.

Diese Thesen sind diskussionswürdig. Darüber hinaus enthält das Buch jedoch manche recht kühne Verallgemeinerung (etwa auf S. 36 die Meinung, dass die Osteuropäer zwischen Deutschen und Russen den «sowjetischen Schutz» als geringeres Übel akzeptieren, oder auf S. 214, dass die westeuropäischen konventionellen Truppen um ein Drittel reduziert werden könnten, wenn die Zahl der taktischen Nuklearwaffen entsprechend erhöht würde) und manche ebenso kühne Behauptungen im Detail. Gerade beim Letzteren zeigen sich arge Mängel des wissenschaftlichen Apparats: Gern hätte man Belege dafür, dass das Bahr-Papier der Illustrierten «Quick» von Guttenberg übergeben worden sei (S. 143), dass das «Berlin-Junktim» von Brandt anlässlich der Veröffentlichung dieses Papiers «wiederholt» (!) worden sei (S. 144), oder dass die Artikel 5–10 des Papiers wegen einer westalliierten Intervention nicht in den Moskauer Vertrag aufgenommen wurden (S. 145). Zu viele Fussnoten sind beschwerlich, zu wenige hingegen mindern den wissenschaftlichen Wert einer Analyse.

Kontinuität westdeutscher Ostpolitik

Auch bei *Laszlo Görgey*[9] von der amerikanischen Universität South Carolina beginnt die «neue Ostpolitik» der Bundesrepublik Deutschland nicht erst 1969, sondern bereits Mitte der sechziger Jahre, als der damalige CDU-Aussenminister Gerhard Schröder Handelsmissionen in Budapest, Warschau, Bukarest und Sofia (in den beiden letzteren mit konsularischen Befugnissen) einrichten liess. Die Politik der Regierung Brandt/Scheel sieht Görgey bereits zur Zeit der Grossen Koalition zwischen CDU und SPD von 1966 bis 1969 vorgezeichnet; immerhin wurden Anfang 1967 (nach Verhandlungen, die bereits unter der Regierung Erhard eingeleitet worden waren!) die diplomatischen Beziehungen zu Rumänien aufgenommen. Als neues Element der Politik nach 1969 bezeichnet Görgey vor allem die gegenüber den Jahren zuvor erweiterte Bereitschaft in West und Ost zur formalen Anerkennung der Realitäten, das heisst auf westlicher Seite die weitgehende Anerkennung des Status quo der Teilung Europas und Deutschlands und die Beendigung der internationalen Isolierung der DDR, auf östlicher Seite die Akzeptierung einer gewissen Besonderheit der innerdeutschen Beziehungen (die Forderung nach völkerrechtlicher Anerkennung durch die Bundesrepublik wurde fallengelassen).

Die von Görgey genannten sowjetischen Motive sind jene, die auch in der allgemeinen Diskussion am häufigsten angeführt werden: Der Wunsch nach Stabilisierung der sowjetischen Dominanz in Osteuropa, nicht zuletzt im Hinblick auf China, das Interesse an wirtschaftlicher Kooperation und das Ziel der Auflockerung der westeuropäischen Integration und des atlantischen Zusammenhalts. Diese Ziele sind gegenüber jenen der fünfziger und sechziger Jahre im wesentlichen unverändert. Görgey befürchtet, dass, wenn sie geschickt verfolgt und im Westen nicht rechtzeitig die notwendigen Konsequenzen gezogen werden, im Zug der Entspannung die Sowjetunion jene Hegemonie in ganz Europa erreichen könnte, die sie durch die Konfrontationshaltung im Kalten Krieg nicht zu erringen vermochte.

Görgeys Studie ist die einzige der hier

vorliegenden nichtdeutschen Analysen, die über die Ostpolitik der Bundesrepublik «on balance» zu einem negativen Urteil kommt. Zwar befürwortet der Autor den Wandel von einer «Politik der Stärke» zu einer «Politik der Versöhnung». Die Regierungen in Bonn hätten sich endlich Osteuropa zugewandt, das Misstrauen dort abgebaut und – seit 1966 – auch erkannt, dass man die osteuropäischen Staaten nicht gegen die Sowjetunion ausspielen könne. Es sei jedoch eine Illusion zu glauben, dass die Akzeptierung des Status quo und die Ausweitung der vor allem wirtschaftlichen Kooperation die grundlegenden politischen Differenzen mindern oder gar zu einer Liberalisierung der kommunistischen Regimes führen würden. Nicht nur gebe es keine Anzeichen dafür, dass die Sowjetunion innenpolitisch bereit wäre, eine Liberalisierung zuzulassen; es gebe auch keine Anzeichen dafür, dass die Sowjetunion aussenpolitisch eine «gesättigte Macht» sei, die von ihren expansionistischen Zielen abgelassen habe. Bei der neueren sowjetischen Westpolitik handle es sich lediglich um einen «taktischen Wandel im Rahmen einer sonst unflexiblen Strategie» (S. 170).

Die Problematik der Entspannung

Wie Görgey versucht auch *Philip Windsor*[10], Reader an der London School of Economics und wohl einer der besten ausländischen Deutschlandkenner, die Ostpolitik der Bundesrepublik in einen grösseren Rahmen zu stellen; wie bei Görgey ist es allerdings bedauerlich, dass die Untersuchung sozusagen mitten im Prozess aufhört: bei Görgey Ende 1970, bei Windsor sogar schon Ende 1969. Dennoch schliesst sich mit der Arbeit von Windsor in gewisser Weise der Kreis der hier vorliegenden Studien: von der harten und polemischen Auseinandersetzung um die tagespolitischen Fakten der westdeutschen Ostpolitik zu einer eher abstrahierenden, philosophischen Analyse des Problems «Entspannung» im allgemeinen.

Windsor vertritt die These, dass die Entspannung, wie sie sich seit der Kuba-Krise entwickelt habe, nicht die Änderung von politischen Prämissen oder Zielen seitens der verschiedenen Akteure beinhalte. Vielmehr handle es sich zunächst nur um eine krisenlose oder krisenarme Zeit; soweit es Krisen gegeben habe (Vietnam, Naher Osten), seien sie isoliert worden und hätten vor allem nicht die Essenz der Beziehungen berührt. Während die politischen Akteure in bestimmten, begrenzten Bereichen eine Einigung suchten, würden grundsätzliche Differenzen ignoriert.

Allerdings habe es bis 1969 zwei unterschiedliche Entspannungsbereiche gegeben: Einen zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten – hier konzentrierte sich die Entspannung auf den militärstrategischen Bereich und war politisch «immobiliste» – und einen in Europa, wo die Entspannungsbemühungen primär politisch orientiert waren und jedenfalls seitens Frankreich und der Bundesrepublik Deutschland auf Veränderung abzielten. Bis zur Neuetablierung sowjetischer Kontrolle in der CSSR habe die Sowjetunion der europäischen Entspannung mit Skepsis gegenübergestanden. Erst die Festigung des eigenen Herrschaftsbereichs durch den Einmarsch in die CSSR habe ihr den Spielraum gegeben, auch im europäischen Entspannungsbereich aktiv zu werden. Infolgedessen habe die sowjetische Führung lange vor den Wahlen

von 1969 alle drei grossen Parteien in der Bundesrepublik wissen lassen, dass man zu Gesprächen bereit sei (S. 164).

Der anregendste Teil der Studie ist die Beschreibung, wie es zu jener Stabilität im Warschauer Pakt kam, die der Sowjetunion diese Avancen erlaubte. Den westlichen Entspannungsbemühungen in Europa habe die Sowjetunion in Osteuropa zunächst wie gewohnt die «deutsche Gefahr» entgegenzusetzen versucht. Doch weder dies noch die Ersetzung des «westdeutschen Revanchismus» durch den «chinesischen Revisionismus» sei als Instrument der Kontrolle wirksam gewesen, während der Versuch einer stärkeren politischen Kontrolle durch die Institutionen des Warschauer Pakts einerseits in Osteuropa zu starkem Widerstand, andererseits in der Sowjetunion zu einem von der politischen Führung unerwünschten Machtzuwachs der Militärs geführt habe. Erst durch die Besetzung der Tschechoslowakei sei die Kontrollproblematik schliesslich gelöst worden. Ob Windsor diese letzte, in sich schon widersprüchliche These auch heute noch vertreten würde, da das militärische Element durch den Einzug des Marschalls Gretschko in das höchste Führungsgremium der Sowjetunion eine bedeutende Aufwertung erfahren hat, ist allerdings fraglich.

Windsors gedankenreiche Studie muss als Grundlage jeder Beschäftigung mit der Ostpolitik der Bundesrepublik Deutschland gesehen werden. Allerdings sollte auch auf zwei Schwächen hingewiesen werden. Erstens ist das Buch ausserordentlich schwerfällig geschrieben; trotz der Wiederholungen lassen sich die wichtigsten Thesen nur mit Mühe herausdestillieren.

Zweitens wird die Sicherheitsproblematik – überraschenderweise in diesem sehr «politischen» Buch – fast ausschliesslich als ein Problem eines etwaigen militärischen Angriffs gesehen, das zudem, wie Windsor meint, durch den Entspannungsprozess in den Hintergrund gedrängt worden sei. Die Frage ist jedoch, ob die relevanteren Bedrohungen der Sicherheit in Europa nicht vielmehr aus Krisen (etwa um Berlin oder im Balkan) und aus der politischen Ausnutzung einer rapide wachsenden sowjetischen militärischen Überlegenheit entstehen können (was Windsor in dem heute sichtbar werdenden Ausmass sicher nicht vorhersehen konnte). Die Fähigkeit, solchen Bedrohungen zu begegnen, wird von der (somit nicht unwichtiger werdenden) militärischen Gleichung, aber auch von der Verbindung zu den Vereinigten Staaten, der Kohäsion in Westeuropa und der in den einzelnen Ländern herrschenden innenpolitischen Situation, die alle anderen Faktoren grundlegend beeinflusst, abhängen.

Der Testfall könnte die Entwicklung der westeuropäischen Einigung sein: Sie wird in sämtlichen der hier besprochenen Arbeiten befürwortet. Über die möglichen Gegensätze einer solchen Entwicklung zur Ostpolitik beziehungsweise sogar zur denkbaren sowjetischen Zielsetzung, mit den aus der Entspannungspolitik hervorgehenden Vereinbarungen die westeuropäische Einigung empfindlich zu stören oder ganz zu verhindern, wird hingegen wenig gesagt. Damit wird man sich noch auseinanderzusetzen haben.

Dieter Mahncke

[1] Peter Bender, Die Ostpolitik Willy Brandts oder Die Kunst des Selbstverständlichen, Rowohlt Taschenbuch-Verlag, Reinbek bei Hamburg 1972. – [2] Dieter Cycon,

Es geht um die Bundesrepublik, Seewald-Verlag, Stuttgart 1971. – [3] Auf die zentrale Bedeutung dieser Problematik haben kürzlich auch Josef Joffe, Westverträge, Ostverträge und die Kontinuität der deutschen Aussenpolitik, in: Europa-Archiv, 4/1973, S. 111–124, und Günther Gillessen, Lesarten der Ostpolitik, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12. 5. 1973, hingewiesen. – [4] Paul Wilhelm Wenger, Die Falle – Deutsche Ost-, russische Westpolitik, Seewald-Verlag, Stuttgart 1971. – [5] Hans Graf Huyn u. a., Ostpolitik im Kreuzfeuer, Seewald-Verlag, Stuttgart 1971. – [6] Paul Noack, Deutsche Aussenpolitik seit 1945, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1972. – [7] Richard L. und Anna J. Merritt, West Germany enters the Seventies, Headline Series, Foreign Policy Association, New York 1971. – [8] Lawrence L. Whetten, Germany's Ostpolitik – Relations between the Federal Republic and the Warsaw Pact Countries, Oxford University Press, London/Oxford 1971. – [9] Laszlo Görgey, Bonn's Eastern Policy 1964–1971, The Shoe String Press, Hamden/Conn. 1972. – [10] Philip Windsor, Germany and the Management of Détente, Chatto and Windus, London 1971.

SCHWEIZERISCHE ZEITGESCHICHTE

Die «Aktion Trump»

Dass der deutsche Presseattaché Dr. Georg Trump nach der schockierenden Niederlage Frankreichs den lang ersehnten Moment für gekommen hielt, die Chefredaktoren Ernst Schürch vom «Bund», Willy Bretscher von der «Neuen Zürcher Zeitung», Albert Oeri von den «Basler Nachrichten» und wohl auch Rudolf Lüdi, Direktor der Schweizerischen Depeschenagentur, auszuschalten, ist durch das populär gewordene Buch von Alice Meyer allgemein bekannt geworden. Dass dieser Angriff auf die bekanntesten Gegner des Nationalsozialismus aus den Reihen der bürgerlichen Presse in Wirklichkeit aus mehreren Vorstössen bestand, denen ein kompliziertes Beziehungsgeflecht von Intrigen zugrunde lag, macht nun die Detailstudie des in Pressefragen besonders bewanderten Basler Historikers *Georg Kreis*[1] ersichtlich.

In diesem die geistige Unabhängigkeit bedrohenden Intrigenspiel sind drei Ebenen zu unterscheiden: jene der Diplomaten und hohen Beamten, die in verschwiegenen «Aussprachen» in doppeltem Sinne Unfassliches erörtern, diejenige des Verlegers, dessen Reaktion sich nach kommerziellen Maximen bemisst, und schliesslich die des Redaktors, um dessen Kopf es geht, der aber nach Möglichkeit gar nicht zu Wort kommen soll.

Der Pressionsversuch nahm seinen Anfang bei der «Aussprache» anlässlich eines Diners am 14. Juni in der Deutschen Gesandtschaft Bern. Paris war soeben gefallen, und was die Herren Rothmund, Balsiger, Feldscher und Perrier zu hören bekamen, entsprach der Siegesstimmung: Blätter wie die «National-Zeitung», so meinte Trump, würden in ihrer bisherigen Form zu existieren aufhören, andere wie der «Bund» würden einen Wechsel in der Redaktion vornehmen; Gesandtschaftsrat Sigismund von Bibra «begrüsste» seinerseits die Ersetzung Albert Oeris. Das Zurückschrecken vor diesem Ansinnen unterblieb; stattdessen nach aussen ein sorgsames Schweigen. Duldende Passivität kennzeichnete ja auch die Haltung von Pilet-Golaz gegenüber

analogen Eröffnungen, die ihm eine Delegation des «Volksbundes» am 1. August in einer vertraulichen Unterredung machte, während Bundesrat Wetter ihr nachträglich (Brief vom 9. August 1940) sogar noch Mut machte.

Am 9. Juli holte Trump beim Verleger Fritz Pochon zum direkten Schlag gegen Ernst Schürch aus, und es ist bemühend zu sehen, wie der Verleger versuchte, in aller Verschwiegenheit den deutschen Forderungen so weit wie möglich nachzukommen. Mit einer kurzen Anstandsfrist wird Schürchs Rücktritt auf den 1. Oktober geplant. Dieses Nachgeben Pochons war um so gefährlicher, als er zugleich Verwaltungsratspräsident der ebenfalls kritisierten Depeschenagentur war. Bei der Nzz und bei den «Basler Nachrichten» sprach Trump ebenfalls vor, doch ohne Forderungen in ultimativer Form vorzubringen. Um die Ausschaltung Schürchs, Oeris wie Bretschers bemühte sich ja etwas später der «Volksbund», wobei der letztere der drei Genannten sich zusätzlich den Hass einer Gruppe um Jakob Schaffner zugezogen hatte.

Zunächst auf der Ebene der angegriffenen Journalisten begann sich, von Schürch alarmiert, ein Widerstand zu regen, der alsbald sowohl nach Umfang wie Einfluss ein politisches Gewicht erhielt, das die «Aktion Trump» im Misserfolg enden liess. Mehr noch, ihr Scheitern brachte mit das erschütterte Selbstvertrauen zurück, das ähnliche Vorstösse ihrer Wirkung weitgehend beraubte. Diesen allmählichen Umschwung schildert die Studie von Georg Kreis in allen Stufungen, und was seiner Schrift einen besonderen Reiz verleiht, ist die durch prägnante Zitate beredte Sprache.

Da die deutsche Einflussnahme fast nur im vordergründigen Hauptakteur Trump verfolgt wird, öffnet sich der Blick kaum auf die Vorgänge hinter der Kulisse des deutschen Intrigenspiels. Im Dunkeln bleibt der erbitterte Konkurrenzkampf zwischen Trump und dem Vertreter des Propagandaministeriums in Bern, dem Pressebeirat Fritz von Chamier, der durch seine Beziehungen zu Frontisten Pressepolitik zu machen suchte, im Dunkeln bleibt auch, inwiefern andere deutsche Stellen als das Auswärtige Amt hier ihre Hand mit im Spiele hatten. Doch dies führt bereits ins weitergreifende Thema über die Art und Formen der deutschen Bedrohung im allgemeinen.

Um so wertvoller ist es, mit diesem Forschungsbericht einen Essay von *Herbert Lüthy* vereint zu finden, der die Situation der Schweiz 1940 in einer Gesamtschau würdigt. In dieser Geschichtsbetrachtung, die durch ihre Erkenntnistiefe ebenso wie durch ihre sprachliche Ausdruckskraft besticht, wird wohl zum erstenmal versucht, unter bewusster Vermeidung antithetischer Pauschalbegriffe eine Wertung vorzunehmen, die sich am Gleichgewicht des demokratischen Kräftespiels, am «Puffersystem» der schweizerischen Demokratie, orientiert und dadurch eine räumliche Dimension gewinnt, die der bisherigen Vergangenheitsanalyse eine neue Perspektive öffnet, wobei über den Verbleib der ideologischen Bezüge allerdings noch diskutiert werden müsste.

Klaus Urner

[1] Georg Kreis, Juli 1940, Die Aktion Trump. Mit einem Nachwort von Herbert Lüthy, Verlag von Helbing & Lichtenhahn, Basel/Stuttgart 1973.

KUNST UND KÜNSTLER

Louis Moilliet

In den letzten Jahren ist eine Reihe von 12 Monographien «grosser Schweizer Künstler» des 20. Jahrhunderts erschienen, von Hodler zu Max Gubler[1]. Wie es zur Zwölfzahl gekommen ist, wie «gross» definiert ist, bleibt unklar. Dass in der nützlichen, vorzüglich illustrierten, im Text nicht immer gleich qualitätvollen Serie ein Werk über Louis Moilliet (1880–1962) fehlt, scheint mir ein Fehler zu sein. Aber es ist bezeichnend für Moilliets Ruhm überhaupt. Er scheint nur einem verhältnismässig kleinen Kreis bekannt zu sein, und er hat zeit seines Lebens wenig dazu getan, diesen Kreis zu erweitern. Sein ausserordentlich langwieriges, kaum je spontanes Arbeiten, das von wenigen Ausnahmen abgesehen doch «nur» ein gleichsam kammermusikalisches Werk hervorbrachte; anderseits das leicht versnobte Schielen des Publikums nach den «grossen» Namen des internationalen Kunstmarktes haben dazu geführt, dass in bezug auf diesen Künstler, auf die Information über ihn und auf die Aufarbeitung seines Werks ein Nachholbedürfnis besteht. Denn: «In der Geschichte des Aquarells seit Cézanne müssen wir diesem Künstler, bei europäischer Betrachtung, einen Platz freihalten», schreibt *Werner Schmalenbach* 1961 im Katalog der Moilliet-Ausstellung in Hannover, und das Künstlerlexikon der Schweiz, XX. Jahrhundert, erklärt rundweg: «Einer der grössten Aquarellmaler der Zeit und bedeutender schweizerischer Glasmaler.»

Dass in der erwähnten Reihe Moilliet fehlt, ist insofern zu bedauern, als es nun eben weiterhin keine leicht erschwingliche Monographie über diesen Künstler gibt. Im übrigen ist 1972 *das* Buch über Moilliet erschienen. In ihm stellt *Jean Christophe Ammann* das Gesamtwerk des Malers mit derartiger wissenschaftlicher Akribie dar, dass alles Weitere nur Nachtrag sein kann. Ein Buch, das mit seinen 32 Farbtafeln, gegen 100 grossen Schwarzweiss-Abbildungen und Hunderten von kleinformatigen Reproduktionen im vollständigen Oeuvrekatalog verständlicherweise kostspielig geworden ist[2].

Zunächst gibt Ammann eine knappe Biographie. Das prägnante Moment im Leben Moilliets ist die in der Kunstgeschichte legendär gewordene Tunisreise mit Klee und Macke im Jahre 1914. Die Freundschaft mit Klee geht bis auf die gemeinsame Berner Gymnasialzeit zurück, Macke und Moilliet sind sich 1909 erstmals begegnet. Während die Reise und ihr künstlerischer Ertrag für Macke die Vollendung bedeuten sollte – er ist im September des ersten Kriegsjahres gefallen –, ist sie für die beiden andern Anlass der Selbstfindung. «Die Farbe hat mich», schreibt Klee ins Tagebuch, «ich brauche nicht nach ihr zu haschen. Sie hat mich für immer, ich weiss das. Das ist der glücklichen Stunde Sinn: ich und die Farbe sind eins. Ich bin Maler.» Der stillere Moilliet mag ähnlich empfunden haben, aber er brauchte noch Jahre, um dieser Empfindung gültigen Ausdruck verleihen zu können. Seit seinen Studienjahren in Worpswede, in Düsseldorf, in Stuttgart (bei Hölzel) verfolgten ihn Zweifel an der eigenen Berufung, am

richtigen Farbensehen, und er hatte sich immer wieder zu «unermüdlicher Übung» aufzurufen.

Macke wurde über den Tod hinaus für den sechs Jahre älteren Moilliet zum Lehrmeister, zum Vermittler der orphistischen Farbanalyse eines Delaunay. Das lässt sich an der Entwicklungsgeschichte des grossartigen Ölgemäldes «Im Zirkus» (1914/15) ablesen, das sich im Besitz der Basler Öffentlichen Kunstsammlung befindet. Ammann kann Fotografien von Vorstufen und übermalten Fassungen aneinanderreihen, so dass sichtbar wird, wie Moilliet das anekdotische Element mehr und mehr verdrängt, um mit Hilfe von Farben und Formen einen Bildraum zu erschliessen. Moilliet notiert sich zu dem Bild: «Mein Zirkus ist nicht des Motivs wegen gemalt. Mein Wunsch war, die Energien und raumbildenden Wirkungen der Farbe zu erkennen, von denen August Macke mir gesprochen.»

Immerhin beschäftigt ihn das Motiv Zirkus, Variété, Jahrmarkt, solange er mit Ölfarbe malt. Auch Moilliet ist ein Fahrender; ein unstetes Wanderleben treibt ihn immer wieder von der Schweiz weg: nach Paris, nach Spanien und vor allem nach Nordafrika. Hermann Hesse hat den Freund so geschildert: «Louis der Grausame war vom Himmel gefallen, plötzlich war er da, Klingsors alter Freund, der Reisende, der Unberechenbare, der in der Eisenbahn wohnte und dessen Atelier sein Rucksack war.»

Im Rucksack war kein Platz für Staffelei und Palette: 1923 malt Moilliet sein letztes Ölbild. Aber schon vorher hat er sich fast ausschliesslich dem Aquarell gewidmet, und es entsteht nun dieses faszinierende und erstaunliche Oeuvre. Ganze Folgen desselben Landschaftsmotivs führen schrittweise vom Gegenständlichen weg zu einem durch Kuben erschlossenen Raum, einer aus Rechtecken komponierten Fläche, in denen die Farben, opak oder transparent, zu Trägern des Lichtes werden wie die Flächen eines Kristalls.

Moilliet malt nicht spontan und rasch, wie das bei der Aquarelltechnik zu erwarten wäre. Er nimmt seine Blätter immer wieder vor, wäscht ab, überarbeitet. Und das Schwierige gelingt ihm: nichts von der Reinheit und Frische geht verloren. Ja, mit zunehmender Distanz vom affektiven Anlass eines Landschaftsbildes wird es makelloser, vergeistigter, musikalischer, wobei etwa ein pflanzlicher Schnörkel auch im Geometrischen noch an den gegenständlichen Ursprung erinnert.

Nach 1936 entstehen keine neuen Aquarelle mehr. Moilliet wendet sich ganz der Glasmalerei zu. Konsequenz der Suche nach dem Licht und doch Neuanfang in bezug auf das Motiv wie auf die eigenen Gesetze der neuen Technik. In Kirchen von Bremgarten BE, Luzern, Winterthur und schliesslich in der Burgerspitalkapelle in Bern zeugen Bildfenster von der folgerichtigen Vereinfachung und Vergeistigung der figürlichen Bildvorwürfe. Auch die langwierige Entstehungsgeschichte dieser Glasmalereien veranschaulicht Ammann durch Entwürfe und Dokumente. Überhaupt ist das Buch reich an Dokumentation: dazu gehört der ausserordentlich aufschlussreiche und konzise Essay von Werner Schmalenbach, gehören Fotos von Moilliet und seinen Freunden, Briefe von Klee und Hesse, eine anekdotische Erinnerung von Hans Bloesch, dann vor allem der 684 Nummern umfassende Oeuvrekatalog mit Kleinabbildungen der meisten Werke. Er wird noch zu ergänzen sein: be-

reits die letztjährige Berner Moilliet-Ausstellung hat einige weitere Werke des Künstlers ans Licht gebracht. Aber das schmälert keineswegs das Verdienst Ammanns, der sich in diesem Buch ganz in den Dienst des Künstlers gestellt hat und auch in der Würdigung des Werks der Versuchung zu unsachlicher Subjektivität nicht erlegen ist.

Ex Voto

Der Text aus einem Mirakelbuch, in dem die Wundertaten eines Gnadenbildes aufgezeichnet sind, mag als Beispiel und Illustration christlichen Votivbrauches stehen: «*Sebastian Aichers paurs zu Steibach negst Geisslhöring 13jähriger sohn Michael ist mit einem khrueg pier zu hauss in hof eingeriden, und von fligent und flodernten gensen sein ross erschröckt worden und gleich herundtergefahlen, aber an dem sadl hangent 8 veld weegs lang ellendlich geschlaifft worden..., warauf sein vatter aller anderer hilff und mittl unwisent, alsobalt ein khürchfahrt sambt h. mess und tafl nach Altenötting verlobt; ist gleich der hausshund dem pferd entgegen geloffen, und solang aufgehalten, biss der pueb abgelest worden... danckh gesagt anno 1679.*»

Wie die «*tafl*» ausgesehen haben mag, kann sich vorstellen, wer beim Besuch einer Wallfahrtskirche wie Einsiedeln oder Madonna del Sasso nicht allzu achtlos an den bunten, oft rührend unbeholfen gemalten Bildtäfelchen vorbeigegangen ist. Zwar werden Votivgaben heute noch dargebracht, aber es sind dann eher kühle Marmortafeln mit Inschrift. Eine weniger bilderfreudige, eine aufgeklärtere Zeit hat den Ausdruck naiven Glaubens in diesem Bereich der Volkskunst verachtet. Votivtafeln sind wohl zu Tausenden verbrannt und verschachert worden. Dann erst setzte das Interesse der Volkskunde ein, die sich wissenschaftlich um das religiöse Brauchtum bemühte.

Ein gewichtiges Zeugnis dafür und wohl ein Höhepunkt der einschlägigen Literatur ist der 420seitige Prachtsband des Münchner Volkskundlers *Lenz Kriss-Rettenbeck*[3]. Wesen und Sinn der Ex Voto-Gaben werden mit einer Fülle von schriftlichen Dokumenten und Bildern seit dem Mittelalter und bis in unsere Zeit breit dargestellt. Dabei geht es Kriss-Rettenbeck vor allem darum, den Zeichencharakter der Votivhandlung zu belegen. Wertvolle Votivgaben (es handelt sich dabei nicht nur um Bildtafeln, sondern auch etwa um kostbare Werke von Gold- und Silberschmieden) könnten zur Ansicht verleiten, es werde da ganz einfach ein Handel mit dem Heiligen abgeschlossen, der Votant erkaufe sich die Hilfe des Himmels mit einem irdischen Opfer im Sinne von «ich gebe, damit du gibst». Aber damit wird man dem Material offenbar nicht gerecht. Es gibt bescheidenste Gaben wie Wachs- oder Papierfigürchen, Kleiderfetzen, die zeigen, dass es um mehr als einen Handel geht. Es sind Gebärden, «durch die seit Jahrhunderten nichts weniger ausgedrückt wird als das Wissen und der Glaube, aus dieser irdischen Befangenheit – wenn auch nur symbolisch oder imaginativ – heraustreten zu können und sich öffnen zu können für das Wirken des Göttlichen.» Votivgaben sind Zeichen dafür, dass einer sich dem Göttlichen anheimstellt, dass er «sich verlobt», wie es meist heisst; Zeichen für die Anwesenheit des Verlobten am Gnadenort; Zeichen für die erfahrene Gnade. Zudem erhält das private Gelübde erst durch die

öffentliche Kundgabe mittels des von der christlichen Gemeinschaft lesbaren Zeichens einen verbindlichen Charakter (wobei der Wallfahrtsort natürlich auch ein propagandistisches Interesse an der Bekanntmachung der Wunder haben konnte).

Votivtafeln mit ihren über Jahrhunderte hin stereotypen Bildelementen (Votant mit Bittgeste, Gnadenbild oder Heiliger, Anlass des Gelübdes, ausführlicher oder nur formelhafter Text) sind erst seit dem 15. Jahrhundert bezeugt und haben ihre Blüte im 17. Jahrhundert. Die Annahme ist begründet, dass in Altötting in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts über 12000 Tafeln gestiftet worden sind! Vorher und nebenher aber bediente sich das schon in der Antike übliche Votivwesen einer Vielzahl anderer Zeichen – vorgefundener oder künstlich hergestellter –, die Kriss-Rettenbeck bespricht und mit Bildern aus ganz Europa und Lateinamerika vorführt. Der Bildteil des Buches lässt an Reichhaltigkeit und Pracht nichts zu wünschen übrig. Gegen 300 meist grossformatige und zum Teil farbige Abbildungen sichern dem Werk seine Bedeutung als Schaubuch. Der Text ist informativ, lässt einen aber in manchen Teilen unbefriedigt. In den allgemeinen Ausführungen erschwert ein mühsamer Stil das Lesen, und auch die Inkonsequenz in der Übersetzung fremdsprachiger, etwa lateinischer Zitate (meist fehlt sie) beschränkt das Werk zu sehr auf den Kreis der Eingeweihten. Im Abschnitt über die Bildtafeln vermisst man ein Eingehen auf die kunstgeschichtliche und künstlerische Seite dieser Erscheinung religiöser Malerei, was wohl über die rein volkskundliche Thematik hinausgeführt hätte, aber gerade darum einer das Phänomen umfassenden Darstellung gut anstünde. Ärgerlich sind die allzuvielen falschen Abbildungsverweise. Da die Textgliederung wenig übersichtlich und methodisch nicht immer durchsichtig ist, ist man froh über die Sach-, Orts- und Votivgabenregister. 36 Seiten mit Anmerkungen und Bibliographie machen das Werk zu einem wichtigen wissenschaftlichen Instrument und Wegweiser zu den Quellen.

Uli Däster

[1] Edition Rencontre/Ex Libris-Verlag. – [2] Jean Christophe Ammann, Louis Moilliet – Das Gesamtwerk, Verlag DuMont Schauberg, Köln 1972. – [3] Lenz Kriss-Rettenbeck, Ex Voto – Zeichen, Bild und Abbild im christlichen Votivbrauchtum, Atlantis-Verlag, Zürich und Freiburg i. Br. 1972.

AUFSÄTZE ZU GOTTFRIED KELLER

Karl Fehrs «Aufschlüsse und Deutungen»

Die Aufsätze, die *Karl Fehr* in seinem Buch über Gottfried Keller zusammengestellt hat, wollen, seiner eigenen programmatischen Erklärung gemäss, «Lichter auf dem Weg zu einem der grossen Sprachmeister aufstecken und Anregungen zu einer tieferen Auseinandersetzung mit Kellers Werk vermit-

teln, und zwar auch für den, der sich nicht gerne in den Jargon moderner Sozio-Germanistik hinein begibt»[1]. Sieht man vom polemischen Seitenhieb ab, so fasst Fehr eine weitere Öffentlichkeit von Liebhabern der Poesie als Adressat seiner Untersuchungen ins Auge und stellt sich keinem wissenschaftlichen Anspruch. Das erhellt überdies aus einer äusserst sparsamen Diskussion der Fachliteratur, welche die Versicherung des Autors, er habe die zwischen Konzeption und Nachdruck erschienene Literatur berücksichtigt, in Frage stellt: aus der seit 1945 erschienenen Forschung werden nur fünf Titel erwähnt. (Damit soll keinesfalls einem oft genug zu leerem Selbstzweck ausartenden bibliographischen Vollständigkeitsdrang das Wort geredet werden, doch illustriert diese Tatsache die Tendenz einer Methode, die, relativ unbekümmert um genaue Definitionen und um Absetzung von schon Erarbeitetem, stilkritisch beschreibend und geisteswissenschaftlich ausholend, den Text einer subjektiven Betrachtung unterstellt.) Häufig rekurriert Fehr auf biographische Parallelen in der Meinung, dass das «Wesen» des Dichters sich aus dem Werk direkt rekonstruieren lasse, dass es letztlich Konfession sei: so etwa in der Kurzanalyse des bekannten «Im afrikanischen Felsental...», das als Projektion von Kellers eigener Existenz gedeutet wird, oder, überzeugender, in der Identifikation des Liebeswerbens des Landvogtes von Greifensee mit Kellers eigenen, schwierigen Liebeserfahrungen. So liegt das eigentliche Ziel in der Zeichnung eines Bildnisses der Persönlichkeit Kellers, das insbesondere von der Lyrik her ergänzt werden soll. Dezidiert neue Züge fehlen darin, mag man auch gerne die Betonung der dämonischen und depressiven Seite des oft genug schulterklopfend verharmlosten Nationaldichters zur Kenntnis nehmen. Gleichzeitig fällt jedoch eine Tendenz zur Dämpfung auf, die mit der versuchten Vereinnahmung Kellers für eine – wohl spezifische – Religiosität einhergeht (so besonders in: «Das Bild Ulrich Zwinglis und seiner Kirche bei Gottfried Keller»). Die Bezirke von Atheismus, Materialismus und politischem Radikalismus werden, wo nicht gemieden, sorgsam verschleiert. Dem entspricht die Absenz von gesellschaftlichen Kategorien, was sich bei einem sich selbst so eminent politisch verstehenden Dichter nur schwer verteidigen lässt. Fehr stellt Kellers Dichtung, die Lyrik insbesondere, meist in einen geschichtslosen Raum als Dokument einer unvergleichlichen Individualität. Er rühmt ihren «wunderbar schwebenden Rhythmus», oder, wechselnd von musikalischer zu malerischer Analogie, ist ihm das Gedicht «Sommernacht» ein «vollkommenes Gemälde voll Bildkraft und rhythmischer Bewegtheit». Solch wertende Beschreibung erliegt gelegentlich der Gefahr, Selbstverständliches, ja Tautologien zu formulieren. Im Horizont solch ungeschichtlichen Verständnisses von Dichtung avanciert poetisches Sprechen zum «Zauberwerk», zum «poetischen Zauberspiel», das «in begnadeten Augenblicken empfangen und entfaltet wird». (Wie weit sich in so abgegriffenen säkularisierten Wendungen nicht auch ein Jargon breit macht, mag der Leser selbst beurteilen.) Die irrational-romantisierende Haltung, der sich der Interpret verschrieben hat, mag für die im Vorwort ausgesprochenen Invektiven gegen moderne Zivilisation verantwortlich zeichnen: da wird von beängstigenden Tendenzen der «Ent-

wertung aller Kulturwerte zugunsten selbstbewusster technokratischer Machtansprüche» orakelt, werden donquijotisch Autobahnkilometer gegen literarisches «Erbgut» ausgespielt. Solch larmoyante konservative Kulturkritik befördert gegen ihre vermeinte Intention gerade die beklagte Abdrängung der Literatur in Reservate, die Mumifikation dessen, was lebendig zu erhalten sie vorgibt: nicht als Fluchtweg aus der Zeit, sondern einzig in der Auseinandersetzung mit ihr vermag Dichtung zu überleben.

Die erwähnten methodologischen Implikationen verhindern beispielsweise die Auseinandersetzung mit H. Antons Untersuchung über die Mythologie bei Gelegenheit der Nixen-Figuren, oder einen Hinweis auf die grosse Nähe Heinescher Diktion in «Der Apostat». Schliesslich vermisst man den bei Aufsatzsammlungen üblichen Nachweis der Entstehungszeit beziehungsweise Erstveröffentlichung; Fehr verrät lediglich, dass es sich um «Früchte einer dauernden Beschäftigung mit G. Kellers Wesen und Werk» aus drei Jahrzehnten handle. Die besten Ergebnisse scheinen mir dort vorzuliegen, wo Fehr nicht nur ähnliche Stellen aus dem Oeuvre vergleichend heranzieht und biographische Parallelen aufweist, sondern wo, wie etwa in «Das Spielelement bei Gottfried Keller», Psychologisches und Weltanschauliches in ihrer sprachlichen Realisierung (Sprach- und Wortspiele) analysiert werden als Versuche einer bedrohten Existenz, sich eine Gegenwelt gegen die düstere Wirklichkeit aufzubauen. Hier eröffnet die Textbetrachtung Dimensionen, die ihr an anderer Stelle verschlossen bleiben. Aber auch da, wo Verschränkung in die Zeitbedingtheit wie deren gleichzeitige Transzendierung im dichterischen Text nachgewiesen werden, im Komplex der Lochner-Affäre oder in den beiden Aufsätzen über «Das verlorene Lachen» (bei denen allerdings zu häufige Wiederholungen verstimmen), ergeben sich vertiefte Einsichten. Generell scheinen mir die Arbeiten über die Prosa ergiebiger zu sein als jene über die Lyrik – entgegen der Absicht des Verfassers, dem besonders daran gelegen war, den Lyriker zur Geltung zu bringen – sie stellen sich der grossen Untersuchung Fehrs über den «Realismus in der Schweizerischen Literatur» überzeugend an die Seite.

Christoph Siegrist

[1] Karl Fehr, Gottfried Keller – Aufschlüsse und Deutungen, Francke-Verlag, Bern und München 1972.

HINWEISE

Politik und Wissenschaft

Politische Sachentscheide sind auch bei uns ausserordentlich komplex geworden; man denke an die Flugzeugbeschaffung, die Konjunkturpolitik oder das Fremdarbeiterproblem. Der Frage, inwieweit die politische Wissenschaft zur «Rationalisierung der Politik» beitragen kann, ist das «Schweizerische Jahrbuch für politische Wissenschaft 1972» (Veröffentlichung der Schweize-

rischen Vereinigung für Politische Wissenschaft, redigiert von Daniel Frei, Bd. 12, Verlag Paul Haupt, Bern 1972) gewidmet.

In einem ersten Teil wird der Themenkreis «Wissenschaft und politische Entscheidung» umrissen und konkretisiert: Nach einem Vorwort von *Richard Reich*, dem Präsidenten der Vereinigung, behandelt *Sylvia Buchli* aus systemtheoretischer Sicht das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik. Dieses Verhältnis wird sodann an Hand von zwei praktischen Fällen diskutiert: Als Gesprächspartner befassen sich u. a. je ein Wissenschafter und ein Politiker *(Walter A. Jöhr* und *Rudolf Bieri/Hans Würgler* und *Kurt Fröhlicher)* mit der Kommission für langfristige Finanzplanung und der Kommission für Konjunkturfragen. – *Daniel Frei* gibt sodann einen Überblick über die Möglichkeiten und Grenzen der wissenschaftlichen Politikberatung.

Der zweite Teil ist dem Thema der öffentlichen Planung in der Demokratie gewidmet. *Bruno Fritsch* wirft die Frage auf, wie die Vorwegnahme von Entscheiden durch planerische Vorausschau mit den Erfordernissen der Demokratie in Einklang gebracht werden kann. *Hans Künzi*, *Theo Meier* und *Theo Ginsburg* beantworten die Frage aus dem Bereich der praktischen Politik, indem sie die Rolle der Öffentlichkeit bei verschiedenen konkreten Planungsprozessen aufzeigen. *Leo Schürmann* stellt grundsätzliche Überlegungen zum Thema «Planerische Erfordernisse und politische Wirklichkeit» an. Schliesslich zeigt *Paul Dubach*, wie durch repräsentative Befragungen und entsprechende Computer-Verarbeitung die frühzeitige öffentliche Diskussion über langfristige Entscheidungen mobilisiert werden kann. – Im dritten Teil wird die politologische Bibliographie ab 1971 fortgesetzt.

Schweiz–EWG

Das Buch «Freihandelsabkommen Schweiz-EWG» (Schulthess Polygraphischer Verlag, Zürich 1972) ist vor der Abstimmung vom 6. Dezember geschrieben worden: Es beschlägt unter dem Vorzeichen «EWG» Themen der schweizerischen Aussenwirtschaftspolitik *(Hans Bachmann, Hans Mayrzedt, Alfred Bosshardt)*, des Strukturwandels in der regionalen Entwicklung *(Georges Fischer)* und der schweizerischen Landwirtschaft *(H. W. Popp* und *U. Herrmann)*. *Max Jäger* befasst sich mit der vieldiskutierten «Entwicklungsklausel», während *Hans Sieber* einen gerafften Gesamtüberblick über die wirtschaftlichen Konsequenzen des schweizerischen Freihandelsabkommens bietet. Damit liegt ein Sammelband vor, der sowohl rückblickend wie prospektiv den wichtigsten Entscheid der Schweiz im Jahr 1972 vergegenwärtigt.

*

Eindringliche Prospektive betreibt *Alois Riklin* in seiner Untersuchung «Schweizerische Demokratie und EWG» (Arbeitsheft W 8 des Schweizerischen Aufklärungs-Dienstes, Zürich 1972). Darin wird der Teufelskreis beschrieben, in dem sich die Schweiz angeblich befindet: «Treten wir der EWG bei, so haben wir eine Demokratieeinbusse zu gewärtigen, weil die EWG undemokratisch ist. Treten wir nicht bei, so haben wir ebenfalls eine Demokratieeinbusse zu erwarten, weil die Handlungsfreiheit

der demokratischen Entscheidungsträger eingeengt wird.» Den einzigen Ausweg sieht Riklin, der damit eine persönliche und beachtenswerte Stellungnahme vorträgt, in der Demokratisierung der EWG.

Planbarkeit

Angesichts der heutigen umfassenden Zielsetzungen des planerischen Willens, der längst über die Technik hinausgegriffen und auch die Sozial- und Humanwissenschaften in seine Domäne gezogen hat, fragt der Soziologe *Friedrich H. Tenbruck* nach den Grenzen der Planbarkeit: «Zur Kritik der planenden Vernunft» (Verlag Alber, Freiburg i. Br./München 1972). Diese Grenzen sieht er in den nicht kalkulierbaren Nebenfolgen jeder Planung und setzt sich entsprechend skeptisch mit der Frage auseinander, was tatsächlich durch Planung erreicht werden kann. Jedenfalls nicht das, was sie bei vielen suggeriert: die gesellschaftliche Herstellbarkeit des Glücks.

Jura

Ein deutscher Wissenschafter, *Hans Peter Henecka*, liefert an Hand des Beispiels «Die jurassischen Separatisten» einen Beitrag zur Soziologie des Konflikts «innerhalb ethnisch heterogener föderativer Subsysteme» (Verlag Anton Hain, Meisenheim a. Glan). In einer eingehenden Auseinandersetzung mit den Konflikttheorien von Simmel, Goser und Dahrendorf wird gezeigt, dass keines der bestehenden theoretischen Konzepte zur Erfassung der jurassischen Konfliktsituation ausreicht. So legt Henecka eine – umfangreiches Quellenmaterial verarbeitende – Fallstudie vor, die nach einer vergleichenden Analyse der vier ethnisch heterogenen Kantone Freiburg, Wallis, Graubünden und Bern der Frage nachgeht, weshalb der Jurakonflikt seit über 150 Jahren besteht, und in einem dritten Teil die aktuelle Situation und die verschiedenen gegenwärtigen Regelungsvorschläge und Lösungsmodelle behandelt.

Theorie der Aggression

Aufgrund breiter empirischer Untersuchungen weist *Hanns-Dietrich Dann* in «Aggression und Leistung» nach, dass die Unterbindung und Unterdrückung von Aggressionshandlungen nicht – wie vielfach angenommen – die Leistungsfähigkeit beeinträchtigen muss. Die uneingeschränkt positive Bewertung gewisser aggressiver Verhaltensstile, wie sie sich etwa in der Welle antiautoritärer Erziehungspraktiken oder expressiver Therapieformen ausdrückt, wird damit zumindest relativiert (Klett-Verlag, Stuttgart 1972).

Albert Béguin

In den «Schweizer Monatsheften» hat Peter Grotzer wiederholt auf die Arbeit des Kritikers und Komparatisten *Albert Béguin* aufmerksam gemacht. Hier sind zwei Editionen, die Grotzer betreut und mit Anmerkungen versehen hat, als verdienstvolle Pflege des Werks eines bedeutenden Literaturvermittlers und Literaturerklärers anzuzeigen. In den Editions de la Baconnière (Neuchâtel) ist «*Création et Destinée, Essais de Critique Littéraire*» erschienen,

eine Auswahl von Aufsätzen und Studien, die sich um drei Themenkreise zusammenschliessen: «L'Ame romantique allemande, L'Expérience poétique» und «Critique de la critique». Eine übersetzerische und herausgeberische Leistung besonderer Art ist die deutsche Fassung des aufsehenerregenden grossen Wurfs Béguins, die bei Francke in Bern erschienen ist: «*Traumwelt und Romantik, Versuch über die romantische Seele in Deutschland und in der Dichtung Frankreichs.*» Als Béguin die Arbeit 1937 unter dem Titel «L'Ame romantique et le rêve» der Universität Genf als Dissertation vorlegte, erwarb er sich damit nicht nur den Titel eines Docteur ès lettres, sondern den Prix Amiel und kurz darauf die Ernennung zum Extraordinarius für französische Literatur an der Universität Basel, vor allem aber grosses Ansehen in der französischen Fachwelt. In der Genfer Laudatio zum Prix Amiel findet sich der Satz: «Nach diesem Werk würde Sainte-Beuve nicht mehr behaupten, die französische Kritik gelange zu keinen Synthesen, Albert Béguins Werk ist eine Synthese, eine Synopsis, wenn auch ganz persönlich geprägt... Ein so persönliches Werk wird zur Diskussion herausfordern; gerade in der Art, wie dies geschieht, liegt eines der Verdienste.» Jürg Peter Walser, der dieses Buch nun ins Deutsche übersetzt hat, und der Herausgeber, Peter Grotzer, hoffen, die hochbedeutende Arbeit des Komparatisten und Kritikers Béguin, die vor kurzem auch ins Italienische und Rumänische übersetzt worden ist, werde endlich auch im Raum der deutschen Germanistik jene Aufnahme und Auseinandersetzung finden, die ihr bisher – aus politischen und sprachlichen Gründen – versagt geblieben ist.

Kleist in Thun

Im Leben des unglücklichen Dichters Heinrich von Kleist ist die Episode seines Aufenthalts auf der Aareinsel bei Thun vielleicht so etwas wie ein Idyll. Der Ort, an dem es ihm so gut gefiel, dass er an Ulrike schrieb, die ausserordentlichen Verhältnisse täten ihm erstaunlich wohl, und er sei von allem Gemeinen so entwöhnt, dass er gar nicht mehr hinüber möchte an die andern Ufer, ist Gegenstand der liebevollen Beschreibung von *Hermann Reske* in dem Bändchen «Heinrich von Kleist in Thun» (Verlag Paul Haupt, Bern). Reske hat die Lokalitäten identifiziert, ist Dokumenten und Indizien nachgegangen und hat aus allem eine liebenswürdige Miniatur gemacht, eine wissenschaftlich abgestützte Darstellung des kurzen Aufenthalts Heinrich von Kleists von 1801 bis 1802, in der er versucht, die Briefe aus dieser Zeit in den biographischen Zusammenhang zu stellen und die Lücken zwischen ihnen durch andere Zeugnisse zu schliessen. Das Bändchen, fast bibliophil aufgemacht, ist mit einem Situationsplan, zeitgenössischen Zeichnungen und Kupfern sowie alten Fotografien hübsch illustriert. Ein Geschenkband für Kleist-Liebhaber – und ein Beitrag zur Biographie, der alles Licht auf die freundliche Ruhepause, auf den allzu kurzen Traum ländlichen Lebens versammelt.

Hundertwasser «Regentag»

Der Maler Friedensreich Hundertwasser ist ein höchst eigenwilliger Künstler, der mit absurden, dennoch seltsam beschwörenden Vorschlägen zum Städtebau oder zu Fragen der Gestal-

tung des Lebens in der technischen Zivilisation Aufsehen erregt; seine Bilder sind Naturereignisse. Der Fotograf *Manfred Bockelmann* hat das in dem prachtvollen Bildband «Regentag» auf kongeniale Weise sichtbar zu machen verstanden. Der Titel des Bandes ist identisch mit dem Namen des Schiffes, das Hundertwasser in der schönen Jahreszeit als Arbeitsplatz dient. Es liegt zurzeit im Hafen von Bonifacio (Korsika), ein alter, umgebauter und vom Künstler skurril gestalteter Fischerkutter. Bockelmann hat den malenden Seemann Hundertwasser auf der Jungfernfahrt der «Regentag» begleitet; sein Buch ist der Versuch, die künstlerische Persönlichkeit dem Betrachter mit den technischen Mitteln der Fotografie näherzubringen. Er überblendet Landschaftsaufnahmen in Schwarz-Weiss mit farbigen Aufnahmen der Malereien Hundertwassers, oder er kombiniert die Farbreproduktion eines Kunstwerks mit seinen Flugaufnahmen, die er anlässlich einer Freiballonfahrt von Augsburg nach Metz sammelte. Die Methode bewährt sich hervorragend. Tatsächlich gelingt es, die Eigenart von Künstler und Werk, die Strahlungskraft und die Poesie der Kunst Hundertwassers ohne Worte, allein durch die visuelle Gegenüberstellung einsehbar zu machen. Das Buch Bockelmanns ist eine Anleitung zum Sehen. Ähnlich dem Film, den Peter Schamoni über Hundertwasser und sein Schiff «Regentag» gedreht hat, öffnet es Zugänge zu Person und Werk (Verlag F. Bruckmann, München 1972).

Mitarbeiter dieses Heftes

Prof. Dr. phil. Hans Bänziger, 8590 Romanshorn, Seeweg 12
Dr. phil. Alfred Cattani, 8132 Egg, Brunnenwiesstrasse 3
Dr. phil. Uli Däster, 5415 Nussbaumen, Oberdorfstrasse 23
Dr. phil. Alexander Gosztonyi, 8053 Zürich, Witikonerstrasse 392
Dr. phil. Guido König, D-6688 Illingen, Provinzialstrasse 9
Dr. phil. Dieter Mahncke, D-53 Bonn-Bad Godesberg, Viktoriastrasse 5
Dr. phil. Martin Meyer, 5600 Lenzburg, Oberer Scheunenweg 24
Prof. Dr. iur. Urs Schwarz, 8032 Zürich, Attenhoferstrasse 16
Dr. phil. Christoph Siegrist, 8903 Birmensdorf, Howielstrasse 8
Prof. Dr. rer. pol. Egon Tuchtfeldt, 3626 Hünibach, Alpenstrasse 45
Cand. phil. Klaus Urner, 8501 Nussbaumen, Pfarrhaus
Dr. rer. pol. Gerhard Winterberger, Direktor des Vororts des Schweizerischen Handels- und Industrie-Vereins, 8001 Zürich, Börsenstrasse 26

Guido König wurde 1932 in Aschbach (Saarland) geboren, bildete sich zum Lehrer aus und war in der Folge an verschiedenen saarländischen Grund-, Haupt- und Realschulen tätig. 1956 bis 1971 Studium der Germanistik, Philosophie und Pädagogik. Seit 1972 wirkt König als akademischer Rat im Fachgebiet Deutsch der Pädagogischen Hochschule Saarbrücken. Er ist Mitarbeiter und Herausgeber verschiedener Lese- und Sprachbücher für Deutschunterricht, ferner Verfasser verschiedener Aufsätze zur Literatur- und Sprachdidaktik.